

italienische Literatur war. Hier erschien die erste deutsche Ausgabe des berühmten Romans *Il Gattopardo (Der Leopard)* von Tomasi di Lampedusa, der zu Lebzeiten des Autors von allen Verlagen abgelehnt worden war. Es war Bassanis Verdienst, dieses Buch nach dem Tod Lampedusas für Italien entdeckt und durchgesetzt zu haben. »Über eines war ich mir, kaum dass ich die köstlichen Anfangssätze gelesen hatte, sofort im Klaren«, schrieb er im Rückblick. »Hier handelte es sich um das Werk eines wirklichen Schriftstellers.« Gleichsam im Schlepptau des *Gattopardo* war sein eigener Roman, *Die Gärten der Finzi-Contini*, das zweite italienische Erfolgsbuch bei Piper, dessen Erfolg durch die Verfilmung von Vittorio de Sica noch beflügelt wurde.

Das liegt fast 50 Jahre zurück. Seither ist Giorgio Bassani immer stärker aus der Aufmerksamkeit des deutschen Publikums verschwunden. Doch liegt sein Hauptwerk *Il giardino dei Finzi-Contini* jetzt wieder in einer schönen Ausgabe des Wagenbach-Verlags vor, der die Rechte an den Publikationen Bassanis erworben hat. Sein Rang als einer der bedeutendsten italienischen Schriftsteller der Nachkriegszeit ist unumstritten, und die Lektüre seiner Werke bleibt aktuell, weil sie soziale und humane Werte vermitteln, jenseits von Konsumismus und Egoismus. Diese Tradition von »Zivilität gegen die Barbarei, von Klugheit gegen den Wahnsinn«, von der die Turiner Germanistin Barbara Allason gesprochen hat, könnte die Grundlage eines Europas sein, dessen Widersprüche und inneren Verwerfungen gerade jetzt schmerzhaft zu spüren sind.

*Giorgio Bassani: Die Gärten der Finzi-Contini (Aus dem Italienischen von Herbert Schlüter). Wagenbach, Berlin 2016, 320 S., 13,90 €.*



**Carl Wilhelm Macke**

ist freier Publizist in München und Ferrara (Italien), Geschäftsführer von »Journalisten helfen Journalisten« e.V. ([www.journalistenhelfen.org](http://www.journalistenhelfen.org)) und Mitglied bei »Libertà e Giustizia«.

[cwmacke@t-online.de](mailto:cwmacke@t-online.de)

Wolf Scheller

## Man wird sich schon durchwursteln

### Erinnerung an einen Besuch bei Stanislaw Lem

Der Golem, der das auf die Vernunft sich gründende Weltbild anzweifelt, trägt in der zweiten Silbe den Namen des Schriftstellers: Lem. Golem aber ist nur ein Computer, der sich im Jahr 2047 eingestehen muss, nicht zu wissen, was die Welt zusammenhält – eben die »unaufhebbare Rätselhaftigkeit dieser Welt«, eine ebenso schlichte wie aufregende Erkenntnis, die dem Schöpfer dieses Computers – dem polnischen Schriftsteller, Philosophen und Futurologen Stanislaw Lem schon vor langen Jahren gekommen war. Der kleine alte Mann, dessen Bücher in fast 40 Sprachen übersetzt worden sind, lebte bis zu seinem Tod vor zehn Jahren in einem stillen Vorort von Krakau, etwa 15 Autominuten vom Ufer der Weichsel entfernt, der »Wisla«, wie die Polen den Fluss nennen. Sein Arbeitszimmer war bis unter die Decke von Bücherregalen zugestellt. Auf einem stand eine alte mechanische Adler-Schreibmaschine, auf der schon sein Vater geschrieben hatte und mit der Lem bis zuletzt arbeitete.

Als Polen unter dem Kriegsrechtsregime des Generals Jaruzelski stand, hatte Lem mit seiner Familie das Land vorübergehend verlassen und in Wien Zuflucht gesucht. Weltberühmt war der Autor von *Solaris*, von *Frieden auf Erden* und *Technologie und Ethik* damals schon. Er war nicht nur der erfolgreichste polnische Autor der Gegenwart, sondern auch der weltweit meistgelesene Science-Fiction-Schriftsteller. Meinen Besuch empfing er in einem Lehnstuhl sitzend, am linken Ohr ein Hörgerät. Noch immer wirkte sein Gesicht jungenhaft-verschmitzt, er konnte sich noch auf eine lustige Art aufregen, wenn er über all die Absurditäten sprach, die er im Alltag beobachtete. Da hatte er sich doch früher mit der Frage beschäftigt, wie sich die Menschheit unter dem Gewand einer »Globalistik« vor sich selbst retten könnte. Anders als Francis Fukuyama hatte der Großmeister der Science-Fiction aber nie von einem Ende der Geschichte gesprochen. Später hielt er die weitverbreitete Fortschrittsgläubigkeit für Unsinn, für »obsolet«, wie er sagte. Und er sprach von seinen Ängsten, der Gefahr eines atomaren Schlagabtauschs zwischen den nuklearen Schwellenmächten und den Unberechenbarkeiten der russischen Politik. »Das alles«, resümierte Lem, »ist eine missliche Lage. Da gibt es keine Zeichen, wo man sagen könnte: es ließe sich ein Silberstreifen am Horizont erkennen.«

Dennoch – ein Pessimist wollte er nicht sein. Zu Zeiten des sowjetischen »Protektors« über Osteuropa sei die Situation doch sehr viel schlimmer gewesen. Das Unangenehme der heutigen Lage, so meinte Lem, sei die Unübersichtlichkeit. Im Gegensatz zu der Zeit vor 1989 könne man keine einigermaßen gesicherten Prognosen für die politische Entwicklung in einem überschaubaren Zeitraum mehr wagen. Lem zog hier einen Vergleich zur Klimadiskussion. Wenn man sich etwa ansehe, was in einem Land wie den Vereinigten Staaten durch Zyklone oder ähnliche Klimakatastrophen ange richtet werde, müsse man schon zu dem Schluss gelangen, dass auch bei uns in Europa die allgemeine Lage »ziemlich misslich« sei: »Was kommen wird, ist unklar. Und das ist nicht besonders angenehm ...«

Lem machte bei diesen Worten einen in sich gekehrten, nachdenklichen Eindruck. Die Sicherheit, geradezu Selbstgewissheit, mit der er sich früher zu zukünftigen Entwicklungen geäußert hatte, war längst gewichen und hatte wieder dem Zweifler Platz gemacht, der die Zweischneidigkeit des technologischen Fortschritts zu erkennen meinte. Da ließ er sich nicht mehr auf kurzfristige Voraussagen ein. »Nur im Bereich der Wissenschaft, etwa in der Bio-Technologie oder in den elektronischen Netzwerken, besteht die Möglichkeit, langfristige Prognosen abzugeben, nicht aber auf dem Feld der Politik. Da weiß man gar nichts.«

*Nicht die Zukunft,  
die Vergangenheit  
verändert sich*

Seit 1986 schrieb Lem keine Science-Fiction-Literatur mehr. Sehr früh warnte er vor den Gefahren des Internets. Es sei ein Netz, das nichts verstehe und mangels Kontrollinstanzen Mafia-Organisationen und Schwindlern die Tore öffne. Er war sich ziemlich sicher, dass die Risiken den Nutzen überwögen: »Zum Beispiel die Tuareg oder die Araber in der Wüste. Was haben die von dem Internet? Rein gar nichts! Bei uns redet man von Handel und Kommerz, alles übers Internet – ich finde das überhaupt nicht anziehend. Wie kann man sich ein paar Schuhe übers Internet besorgen! Das ist mir unbegreiflich. Wenn ich sie nicht anprobieren kann! Oder denken wir an Cyberspace im kybernetischen Raum. Das Großkapital pumpt ständig neue Waren in die menschlichen Massen, und wir sollen uns daran gewöhnen, dass wir dies und das brauchen – das ist doch völlig unsinnig ...«

An diesem Punkt hatte Lem sich regelrecht in Rage geredet und schien den Besucher fast vergessen zu haben. Er grantelte, gab sich fortschrittlich und konservativ

zugleich. Irgendwann vor ein paar Jahrzehnten hatte er eine groteske Fabel über eine sprechende Waschmaschine geschrieben. An diese Geschichte erinnerte er sich jetzt wieder. Denn inzwischen gab es schon Waschmaschinen, denen man diverse Anordnungen geben konnte. Und so ging es weiter. Die »Beschleunigung der Veränderung« in der Technik machte ihm Angst, sie war ihm mittlerweile unheimlich geworden. »Es gibt bei uns diesen großen Druck, dass wir unbedingt etwas Neues, immer das Neueste brauchen. Das ist die technosphärische Gesellschaft des einmaligen Gebrauchs. Man darf nichts reparieren, sondern muss alles sogleich auf die Müllhalde werfen ...«

Lem schwor da auf seinen 20 Jahre alten Mercedes – aber: »Es ist natürlich unwichtig, was mir gefällt und was nicht. Ich bin nur der Auffassung, wir bewegen uns in eine Richtung, die wir nicht genau kennen. Und noch schlimmer. Früher sagte man: Die Zukunft verändert sich sehr schnell, die Voraussagen ändern sich. Aber jetzt sagen wir: Die Vergangenheit verändert sich.« Am liebsten, sagte Lem, würde er auswandern. Aber dafür sei er zu alt. Er lachte. »Im Übrigen halte ich mich für einen ›Optimisten‹.« Was das sei? Ein Pessimist mit einem Schuss Optimismus. Und trotz alledem: »Ich glaube: Wir stehen nicht vor einem endgültigen Untergang des Abendlandes. Man wird sich irgendwie durchwursteln – aber mit Unbehagen und natürlich mit Scherereien, hoffentlich ohne Kriege ...«



**Wolf Scheller**

war Rundfunkredakteur in Köln und ist nun freier Autor. Seine Schwerpunkte sind jüngere Zeitgeschichte und Literatur.

[wolfscheller@gmx.de](mailto:wolfscheller@gmx.de)

*Ulrich Baron*

## **Profitpotenzial ohne Grenzen**

### **Drogenkriege gestern und heute**

Auf den ersten Blick scheinen der Drogenhandel und seine Bekämpfung von den vordersten Rängen der weltpolitischen Tagesordnung verschwunden zu sein, auch wenn Meldungen wie die Flucht und neuerliche Festnahme von Joaquín »El Chapo« Guzmán, dem Chef des berüchtigten mexikanischen Sinaloa-Kartells, für Schlagzeilen sorgen. Tatsächlich jedoch trägt der Drogenhandel weltweit maßgeblich zur Finanzierung von teils militanten kriminellen Gruppen bei, deren Spektrum von den afghanischen Taliban bis zur White-Collar-Kriminalität im Westen reicht.

Aus westlicher Sicht zeigt sich die brutale Realität des Drogenproblems vor allem auf der Konsumentenseite – bei den Süchtigen und allen Formen der typischen Suchtkriminalität. Doch je mehr aus dem Kampf gegen die Sucht ein Krieg gegen die Drogen und je stärker dieser Krieg vor allem von den USA in die Herkunftsländer getragen wurde, desto brutaler wurde der Kampf um die Drogen auf der Produzenten- und Distribuentenseite. In Mexiko führte dies zu teils bürgerkriegsähnlichen Zuständen, bei denen kaum auszumachen ist, wo die Grenzen zwischen Machtkämpfen der Drogenkartelle, dem Kampf gegen sie und den sozialen Konflikten liegen, die mit den mörderischen Mitteln solcher Kämpfe unterdrückt werden.